



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 144.

Donnerstag, 24. Juni

1926.

(18. Fortsetzung.)

Edelsteine.

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

Achselzuckend wandte sich Professor Wildner. Da sagte Thekla mit stochender, wie verschleierter Stimme:

„Aber Herr von Dose ...“

Der Gestrenge hob die Hand.

„Ich bitte, gnädiges Fräulein, wenn dieser Mensch sich nicht weiter ausweisen kann ...“

Wolf Start wandte sich mit einem Ruck. Feuer sprühte aus seinen blauen Augen:

„Herr! ... Amtsvorsteher oder was Sie sonst sind! Achten Sie gefälligst auf das, was Sie sagen! Ich bin für Sie Mr. Anders! Ein amerikanischer Bürger! Wenn Sie mich auf solch blödsinnigen Verdacht verhaften wollen, dann tun Sie's! Auf Ihre Gefahr! Unser Konsulat wird Ihnen die Antwort darauf geben!“

Er wandte sich an Thekla, nahm ihre beiden Hände und küßte sie:

„Lebewohl, liebe Thekla! ... Ich bin bald wieder hier! ... So, nun kommen Sie, Herr ... Herr Amtsvorsteher!“

Dem war ein bißchen eigen zumute. Die Verhaftung war vielleicht doch etwas übereilt! Aber seine Autorität stand auf dem Spiel! Jetzt hieß es, auf alle Fälle durchgreifen! Diese Dreistigkeit einer preussischen Behörde gegenüber, das konnte er nicht ruhig hinnehmen!

Er stand wie aus Erz:

„Ich erkläre Sie hiermit für verhaftet!“

„Schön“, sagte Wolf trocken, „wie oft noch?“

„Folgen Sie mir!“

Indem klingelte das Telephon.

Thekla nahm den Hörer ab, lauschte und sagte, erlöst aufatmend:

„Herr Amtsvorsteher, Sie werden zu sprechen verlangt!“

„Ich? — von wem?“

Er trat an den kleinen chinesischen Tisch aus schwarzem Teakholz, auf dem der Fernsprecher stand.

„Ach, Sie sind es, Herr Staatsanwalt ... ja ... jawohl ... Wie? ... Herr Kommissar Dr. Splitterricht ist gestern ... Gestern Abend noch. Und das ist ganz sicher? ... Wir haben nämlich — da, heißt, ich habe — hier einen dringend Verdächtigen. — Ja ... den aus dem Hotel „Waldfrieden“, der da gewohnt hat, vorgestern nacht ... Herr Claudius beobachtete ihn heute morgen, wie er in das de Kuyterschen Haus hineinging. Hier habe ich ihn eben verhaftet. Sie meinen, Herr Staatsanwalt? So ... ja ... ist denn der Herr Kommissar auch dort? Ja ... ja ... wenn Sie das für richtig halten, Herr Staatsanwalt ... Ganz recht, ja ... Wir können Sie dann hier erwarten ... ja, bitte!“

Als sich Herr von Dose den anderen wieder zuwandte, war er womöglich noch ernster, sozusagen undurchdringlich.

„Der Herr Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch wird in wenigen Minuten hier sein. Das heißt ... ich meine ... dann wird sich das Weitere finden!“

Damit trat er selbst ans Fenster, wandte den übr-

gen für einen Augenblick den Rücken, überlegte aber doch sofort, daß eine Dame im Zimmer sei, und kehrte sich den Anwesenden mit über der breiten Brust verschränkten Armen wieder zu. Schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, nur noch Hüter und Vollzugsorgan des Gesetzes.

Herr Geheimrat Wildner sprach leise mit Herrn Matthias Claudius. Er sagte:

„Mir scheint, Sie haben da eine kapitale Dummheit gemacht, mein Lieber!“

Der zuckte unwillig die Achseln.

„... Jawohl, Sie und Ihr Herr Statbruder, alle beide! Das wird Ihnen schnell genug klar werden!“

Er wandte sich Thekla zu:

„Kommen Sie, mein liebes Fräulein, Sie sind ja, soviel ich weiß, nicht mitverhaftet!“

Und er nahm des Mädchens Hand, legte sie auf seinen Arm und führte die leicht Widerstrebende hinaus. An der Tür warf Thekla einen Blick zurück auf ihren Better. Der lachte sie an, und da wich auch ihre Besorgnis. Draußen auf dem Flur sagte der Professor:

„Wissen Sie, eigentlich kann einem der Mann leid tun ...“

„Wolf Start, Herr Professor?“

„Nein“, sagte er, „ich meine, der gute Herr von Dose! Er ist gewiß ein braver, rechtlicher und tüchtiger Mann. Bloß für den Posten, an den ihn die Regierungsweisheit gestellt hat, paßt er absolut nicht. Diese Leute, die früher mal den Offiziersdegen getragen haben, betrachten oft die ganze Welt als Kasernenhof ... Ich fürchte, oder vielmehr, ich sehe es ganz deutlich, daß er sich hier mit seiner ganzen Breite in die Nesseln gesetzt hat. Freilich, das wird ihn auch noch nicht ändern. Denn es gibt gar keinen Mißgriff, der so groß wäre, daß ihn die sogenannte Autorität nicht zudecken könnte. Aber im übrigen, was für uns weit wichtiger ist; der Zustand ihrer Tante, liebes Kind, nimmt einen fast beängstigenden ... ja ... mir ist einfach so etwas noch nicht vorgekommen!“

Und da Thekla voll Schrecken zu ihm aufschah:

„Nein ... nein ... nicht zum Schlimmen! Im Gegenteil! Da ist beinahe zu wenig Komplikation! Ist doch immerhin eine schwere Fraktur, die vorliegt ... und fast gar kein Fieber. Heute nacht, wie mir Schwester Adelsheid eben sagte, 38,3 und jetzt schläft sie schon seit vielen Stunden. Schläft so ruhig, wenn das so fortgeht ...“

Der Professor hatte mehr zu sich selber als zu Thekla gesprochen. Er schritt ein wenig vor ihr her, die Rundtreppe hinauf. Plötzlich blieb er stehen, sah sich um und sagte:

„Der Dr. Splitterricht, den ich übrigens für einen ganz ungewöhnlichen Menschen halte ... denn das ist gar kein Kommissar wie die anderen und ebenso wenig der Detektiv nach amerikanischem Muster, die bekanntlich aus einem gefundenen Zahnstocher die ganze Psychologie des noch gar nicht gefundenen Verbrechers diagnostizieren. — Ja, was wollt' ich denn sagen? — Ach so, ja, der Doktor scheint in der vergangenen Nacht noch recht bedeutsame Feststellungen gemacht zu haben.“

Nun erzählte Thella ihm ein bißchen verlegen — denn sie wußte nicht, was der Geheimrat dazu sagen werde — von dem nächtlichen Besuch des Kommissars im Krankenzimmer. Doch Geheimrat Wildner fand nichts zu bemerken; er nickte nur eifrig, als Thella anfügte:

„Fast möchte ich glauben, wenn ich mir Herrn Dr. Splitterichts Fragen von gestern abend überlege, er hat es schon geahnt oder vermutet, was mir erst heute durch Wolf Start's Heimkehr aufgegangen ist.“

„Daß der andere sich nur fälschlich als Ihr Better ausgegeben hat?“

„Ja, Herr Geheimrat, bei dem Scharfsinn des Herrn Doktor ...“

„Wahrhaftig, der Mensch sieht durch eichene Bohlen.“

Professor Wildner ging weiter die Treppe hinauf. Dann trat er vor Thella, denn er war das bei seinen Krankenbesuchen so gewohnt, ins Zimmer seiner Patientin.

Frau de Kunter lag noch immer im festen Schlaf. Nur hin und wieder atmete sie, wie in Schmerzen. Dann zitterte die Wimper über dem Auge, es schien für Augenblicke, als wollte die Kranke wachwerden, aber der Schlummer hielt sie weiter in seinen heilenden Armen.

„Merkwürdig! ... merkwürdig! ...“, sagte der Professor Wildner. „Ich habe doch schon genug Leute mit zerbrochenen Köpfen unter den Fingern gehabt!“

Schwester Adelheid stand in ihrer bescheidenen Haltung zu Füßen des Bettes.

„Wenn Herr Professor meinen, möchte ich versuchen, der Kranken nachher ein bißchen Nahrung einzuslößen?“

„Ja, das tun Sie, Schwester! Am besten Bouillon ... oder Milch ... nur Flüssiges ... Bei einer so günstigen Entwicklung darf man der Natur so wenig wie möglich Aufgaben stellen ... und Essen und Trinken ist eine Aufgabe ... eine große sogar ... Ist denn jetzt Fieber vorhanden?“

Die Schwester zuckte die Achseln:

„Ich habe heute noch nicht gewagt zu messen.“

„Sehr gut, sehr richtig, Schwester! ... Solchen Schlaf um alles in der Welt nicht stören ... Da erneuern wir auch den Verband vorläufig nicht ...“

Er wandte sich zu Thella. Er sprach so leise, wie ihm das bei seinen zumeist an der Grenzscheide des Lebens stehenden Kranken Gewohnheit war:

„Ich glaube, Sie haben inen besonderen Fürsprecher da oben, liebes Fräulein ... Jetzt kann ich's sagen: Gestern früh hätte ich nicht gedacht, daß die Frau da heute noch atmen würde!“

Erstrocken faltete Thella die schlanken, weißen Hände. Sie sprach nicht. Ihre dunklen Augen nur baten um Gewißheit, daß die, die sie so sehr liebte, erhalten bliebe ...

Und dann mitten in ihr hangendes Herz hinein flutet ein anderes, das ihr Blut klopfen ließ in einer neuen, noch nie empfundenen und kaum gefannten Melodie ... Sie sah ein Gesicht, das ihr bekannt und vertraut dächte, als hätte es von Anfang her in ihr eigenes Sein hineingeblüht; zwei Augen, die so gut, so kindlich gut und froh herübersahen — und ein Lachen hörte sie, das alle Sorge, alle Angst aus ihrer Seele scheuchte ...

„Weinen Sie nicht, liebes Fräulein“, hörte sie den Geheimrat sagen, „Sie dürfen wirklich hoffen, Ihre Tante bald wieder gesund und munter zu sehen!“

So heiß und tief errötete sie, daß sie sich abwenden mußte. Rasch schritt sie aus dem Zimmer.

Der Geheimrat folgte ihr.

„Bei Ihrer großen Erregbarkeit, liebes Fräulein, ist es besser, wir überlassen die Pflege Ihrer Frau Tante Schwester Adelheid ... Sie können ja die Schwester des Nachts hin und wieder ablösen, damit sie bei Kräften bleibt.“

„Ach!“ Thellas Augen waren lauter Glüd und Freude. „Ich bin sonst gar nicht so weichlich, Herr Professor ... Das ist nur jetzt ... Es kommt soviel auf einmal ...“

Er nickte eifrig.

„Aber ja, ganz gewiß! ... Wenn ich denke, wie

jung Sie noch sind! ... Das ist ja eine völlige Lebensumwälzung! ... Abgesehen der neue Better ... ich glaube, das ist kein schlechter Tausch, den Sie da machten, gnädiges Fräulein!“

Thella lachte. Sie hoffte, sie würde dann nicht so leicht rot werden! ... Indem horchte sie in den Korridor. Ihr war, als höre sie dahinten Stimmen und Schritte ...

„Was ist denn, liebes Fräulein?“

Thella deutet nach rechts:

... im Atelier ...“

Jetzt vernahm es der Professor ebenfalls: da sprachen mehrere Leute durcheinander!

„Ist Ihr Diener vielleicht da und die Mädchen?“

„Nein, Herr Geheimrat, es ist niemand von uns oben!“

„Angstigen Sie sich nicht, liebes Kind, ich gehe nachsehn!“

Und ich begleite Sie, Herr Geheimrat.“

Er lachte:

„Was soll denn da auch sein ... jetzt am hellen Tage!“

Sie gingen den Gang entlang, blieben vor der Ateliertür stehen und lauschten.

„Das ist ja ...“ sagte der Professor, „das ist ja des Herrn Dr. Splitterichts Stimme!“

Er klopfte an die Tür und trat auf das von drinnen schallende „Herein“ ins große Atelierzimmer. Hinter ihm schüchtern das schöne Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonne.

Wie deine Strahlen zärtlich uns umfassen
Und gütig streicheln — Mutterhänden gleich —
In Andacht sollten wir dich täglich grüßen —
Du gibst uns Kraft zum Leben und verschönst
Die kalte Dunkelheit der Schmerztage —
Das Böse meidet, flieht dein goldnes Licht,
Die Schönheit badet sich in deinen Strahlen —
Du wegst in uns die Sehnsucht nach dem Glanz
Der Ewigkeit, die uns durch dich beglückt.

Frieda Callier.

Der Apfel.

Von Heinz Scharf.

Nothadig, wohlgeformt wie aus Wachs, lag er mitten da auf der Straße, gerade frisch vom Baum gefallen, der innerhalb eines schönen Eisengitters aufwuchs, das einen vornehmen Willenbesitz feudal gegen die Außenwelt abschloß. Auch die Straße, die längs des Gitters führte, trug keinen vulgären Namen, sondern nannte sich klingend „Eplanade“. Zahlreiche Kurgäste, kultivierte Menschen, lustwandelten auf ihr. Jeder sah den Apfel, jeder bewunderte seine leuchtende Pausbackigkeit, aber keiner hob ihn auf.

Nur ein kleiner Junge, angezogen wie ein Page, wollte sich mit einem lauten Freudenruf auf ihn stürzen, wurde daran aber von seiner Gouvernante verhindert.

„Der Apfel gehört nicht dir!“ entschied sie kurz und zog den Knaben weg.

„Wem denn?“ fragte dieser neugierig, bekam aber keine Antwort mehr; verbuckt ergab er sich in sein Schicksal.

Ein junger Mann, dessen Beruf es war, das Leben an der Quelle zu studieren, sah hier mit einmal eine solche rieseln, setzte sich auf eine nahe Bank und begann nun zu beobachten, wie die Welt zu dem Problem: „Der herrenlose Apfel!“ Stellung nahm.

Erst mal kam ein alter Herr des Weges, eine vornehme Erscheinung, der ihm mit seinem Stod einen kleinen Stubs gab, um ihn aus dem Weg zu bringen. Aber der Gestubste rollte wieder eigensinnig an seinen alten Platz zurück, als wollte er demonstrieren, daß es einem alten Herrn völlig gleichgültig sein könne, wer hier mitten auf der Straße in der Sonne liege.

Dann nahte ein Bündchen; beschnuiperte den Apfel und trollte sich beleidigt.

Hierauf erschienen zwei reizende Badfische, blieben stehen, tuschelten und endlich hob ihn der eine auf und legte ihn auf die nächste Bank.

Da behagte es aber dem widerspenstigen Apfel ebenso wenig, kurz entschlossen kollerte er wieder herunter.

Nach fünf Minuten tauchte ein Herr von der Kur-

Kommission auf. Dessen Amt war es, überall ein wachsames Auge zu haben. Als er den Apfel erblickte, war er einen Augenblick lang verblüfft, den Angehörigen aufzufallen und über das Gitter zurückzuwerfen. Aber schließlich hatte er nicht über die Straßenreinigung, sondern über den Korb zu wachen.

So lag nun der Apfel weiter mitten auf der Esplanade, konnte sich und lachte die Menschen aus, die sich nicht an ihn heranwagten.

Wieder kam der kleine Junge vorüber, machte begehrtliche Augen und wurde abermals fortgezogen.

Dann auf einmal standen plötzlich drei Herren da, welche die Angelegenheit juristisch erörtern zu müssen glaubten.

„Zweifelloos gehört der Apfel dem Besitzer des Gartens“, rief sich der Erste vornehmen, worauf der Zweite sofort einfiel, daß er nach einem uralten Recht dem gehöre, auf dessen Grund er falle, was dann den Dritten zu der Bemerkung veranlaßte, daß man es dann mit einem Reichsapfel zu tun habe, da er de facto auf der Reichsstraße, die hier über die Esplanade führe, liege. Anschließend an diese Erwägungen ventilizierte man die Frage, ob es nicht am angezeigtesten wäre, den Besitzer der Villa von der abtrünnigen Baumfrucht zu verständigen, aber man fand das Eingangsstor still, vornehm und verlassen daliegend und nur eine Tafel über dem Eingang drüben: „Vor bissigen Hunden wird gewarnt.“ Also zog man den Fall lieber weiter theoretisch in die Länge, während das Streitobjekt nach wie vor unbekümmert in der Sonne prangte.

Als aber Stunde um Stunde verging und sogar ein Trupp Arbeiter, in scharfe parteipolitische Gespräche verstrickt, vorüberzog, ohne daß einer der braunen Gesellen sich nach dem Apfel bückte, entschloß sich der Mann auf der Bank aufzustehen, um mit tüchtigem Griff nach ihm zu langen, nach dem gerade der wieder des Weges kommende Junge die Hände ausstreckte. Aber wie leider ein guter Gedanke des öfteren zu spät und ein Auto ganz überraschend auftauchen kann, so kam plötzlich ein Rennwagen heran, gerade in der Fahrtrichtung auf den Apfel zu. Zwar versuchte der Fahrer kühl und gönnerhaft dem winzigen Hindernis auszuweichen, aber das Hinterrad seines Gefährtes ging doch zermalmend über dasselbe hinweg. Nur mehr ein Brei blieb von dem armen Apfel übrig, in dem die wächserne rote Schale wie Blut aufleuchtete.

Als das der erschrockene Knabe sah, hob er seine großen Augen vorwurfsvoll zu seinem strengen Fräulein auf und verzog nach Kinderart schmollend den kleinen Mund.

Die Gouvernante zuckte die Achseln, schloß aber eine allgemeine Belehrung an, daß keiner nehmen dürfe, was ihm nicht gehöre, ob groß, ob klein. Und dann saßen sie alle, die auf der Esplanade wandelten, den in seinem Brei liegenden, vor kurzem noch so fröhlich lachenden Apfel und jeder dachte: Schade um ihn, jammerichade, hätte ihn doch lieber einer aufgehoben. . . . Schade, dachte auch der junge Mann auf der Bank, zückte sein Notizbuch und gab einige tiefgründige Betrachtungen über den sogenannten toten Besitz zu Papier, der, aufgeteilt, den Menschen besser zugute käme, als sinnlos sich selbst überlassen und dem sicheren Verfall ausgeliefert.

Glück bringende Hufeisen.

Von Peter Robinson.

Sonntags ist der sonst einsame Landweg verhältnismäßig belebt; ungefähr alle fünf Minuten kommen ein paar Ausflügler. Jetzt naht gerade ein Ehepaar, behäbige, würdige Leute. Sie wandeln dahin und schauen die Gegend an und manchmal auch ein bißchen stummsinnig vor sich hin auf den Weg. Gerade als die Dame dies letzte wieder einmal tut, schreitet sie auf. Es ist ein kleiner Schrei des Entsetzens und der Freude. „Ach, sieh doch nur, Albert!“ Und schon hat sich der Gatte gebückt und etwas aufgehoben.

„Ein Hufeisen! Und ganz ist es, und zwei Nägel sind auch noch daran.“

„Das bringt Glück, Albert“, sagt die Dame.

„Wir müssen es auf unsere Türschwelle nageln“, meint der Gatte.

„Oder du mußt es auf deinen Schreibtisch im Kontor legen, Albert.“

„Oder vielleicht auf den Geldschrank. Na, nehmen wir es erst einmal mit nach Hause; dann werden wir schon sehen.“ Die beiden marschieren weiter. Da kommt ihnen ein Gefährt entgegen, ein klappriger Wagen mit einem eselnden Gaul davor. Daneben geht ein Mann, der forschend vor sich hin auf den Weg blickt. Jetzt trifft er auf das Ehepaar. Er schaut den Herrn an, der das Hufeisen in der linken Hand trägt. Der Mann ruft seinem Pferde ein raues „Br!“ zu. „Aha, da ist es!“ sagt er.

Der Herr und die Dame bleiben stehen. Der Mann zieht seine Mütze. „Entschuldigen die Herrschaften, eben hat mein Pferd das Hufeisen da verloren. Da, sehen Sie: am linken Hinterfuß.“

„O Gott, wie schade, Albert!“ sagt die Dame. „Ist es auch wirklich von Ihrem Pferd?“ fragt der Herr misstrauisch.

Der Mann hebt den linken Hinterfuß des Pferdes hoch — richtig, da fehlt das Eisen. „Na, werden Sie's nun glauben?“ meint der Mann etwas mürrisch. „Zwei Nägel stecken ja auch noch in dem Eisen.“

„Ist gut, stimmt schon“, sagt der Herr. Er ist ein wenig enttäuscht.

Vielleicht kannst du dem Mann was für das Hufeisen geben“, schlägt die Dame vor. „Wir haben's doch nun mal gefunden und ein gefundenes Hufeisen bringt immer Glück. Denke doch: Prielmeiers fanden immer Hufeisen, und wie sind die 'raufgekommen, mit der Villa und dem Auto und den zwei teuren Schwiegerjöhnen.“

Der Herr nickt. Er greift in die Tasche und holt eine Mark heraus. Aber dem Eigentümer des Pferdes und des Hufeisens ist das nicht genug; er möchte auch schon einen Teil des Glückes, das das Hufeisen bringen soll. „Ne, Herr“, meint er, „bloß eine Mark, das wär' doch nicht sehr nobel von Ihnen!“ Mit zwei Mark ist er auch nicht zufrieden, und schließlich bekommt er einen Taler, den er gelassen in die Tasche schiebt. Aber seinen Dank brummt er nur sehr undeutlich, und zum Abschied legt er nur flüchtig die Hand an seine Kappe.

Das Ehepaar wandert seinen Weg weiter, sehr zufrieden. Der Mann sieht ihnen nach, bis sie um die nächste Biegung verschwunden sind. Dann greift er in einen Sack, der auf dem Wagen liegt, und holt ein Hufeisen heraus. Ein altes Hufeisen, an dem noch zwei Nägel stecken. Das wirft er auf die Straße. Und dann zieht er mit seinem Gefährt um hundert Meter weiter, schaut den Weg entlang und wartet.

Kreuzwort-Rätsel.

1	2		3	4		5	6		7	8
9			10		11				12	
					13					
14	15		16				17		18	
19		20				21		22		
	23						24			
25				26		27				28
29			30		31				32	
					33					
34	35		36				37		38	
39						40				

Wagerecht: 1. Männernamen. 5. Meer. 9. Augenbild. 10. Kanton in der Schweiz. 12. Italienische Note. 13. Brei. 14. Veraltete Anrede. 16. Himmelserscheinung. 18. Französischer Artikel. 19. Rätsel. 21. Fluß in Afrika. 23. Reißender Fluß. 24. Richtung abgewandenes Fürwort. 25. Ankerplatz. 27. Rubel. 29. Vorwort. 30. Krankheitserscheinung. 32. Nahrungsmittel. 33. Gut gekocht. 34. Hinweis. 36. Kaufmännischer Ausdruck. 38. Fäulnis. 39. Deutsche Industriestadt. 40. Teil des Gewehrs. — Senkrecht: 1. Schiffsteil. 2. Anrede. 3. Italienischer Ton. 4. Beifallsausruf. 5. Quellgebiete in der Wüste. 6. Nicht offen. 7. Flächenmaß. 8. Menschenrasse. 11. Getränk. 15. Sprechen. 16. Nachricht. 17. Raubtier. 18. Körperteil. 20. Sturmwind. 22. Würfelspiel. 25. Teil des Käses. 26. Zugehörig. 27. Mädchenname. 28. Geschwindigkeit. 31. Handlung. 35. Spielfarte. 36. Französische Verneinung. 37. Fluß in Rußland. 38. Ausruf des Schmerzes.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 137: Wagerecht: 1. Vater. 5. Moos. 6. Ball. 8. Neger. 9. Äst. 11. Aus. 13. Stein. 14. Ernte. 15. Semme. 18. Stern. 20. Ehe. 21. Nie. 22. Algen. 24. Rabe. 25. Lind. 26. Onkel. — Senkrecht: 1. Von. 2. Ästen. 3. Ebene. 4. Rat. 5. Mast. 7. Laut. 9. Ache. 10. Tenne. 11. Anden. 12. Seine. 16. Eber. 17. Eisen. 18. Seele. 19. Rind. 22. Abo. 23. Nil.



Der amerikanische Stachelbeermeltau.

Eine große Gefahr für unsere Stachelbeersträucher.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts drang diese schreckliche Krankheit unserer Beerensträucher aus den skandinavischen Ländern zuerst einzeln nach dem Süden vor, verbreitete sich aber äußerst schnell immer mehr und mehr über ganz Deutschland und verschonte auch selbst die Nachbarländer nicht. Heute dürfte er bereits überall bei uns zu Hause sein. Die Verbreitung konnte um so ungehinderter von statten gehen, als man die Gefahr der Krankheit nicht frühzeitig genug erkannte und dementsprechend nichts zu ihrer Abwehr und Bekämpfung unternahm.

Diese Krankheit wird durch einen Pilz (*Spaerotheca mors uvae*) hervorgerufen. Er siedelt sich auf den jungen Trieben und Blättern sowie auf den Beeren an, die sich bald mit einem zarten mehlig-weißen Belag überzieht, der sich später schokoladenbraun, verfärbt. Der weiße Überzug enthält die Fortpflanzungsorgane, in denen sich die Pilzkeime, die sogenannten Sporen, entwickeln, und zwar in einer bewundernswerten riesigen Anzahl. Trotz ihrer mikroskopischen Kleinheit werden sie vielleicht infolge ihrer Menge durch Wind und Regen, aber auch durch Menschen und Tiere weiter verbreitet und auf andere Stöcke übertragen. Hier keimen sie alsbald wieder und bringen neues Unheil hervor. Die Bildung dieser Sommersporen vollzieht sich, solange noch frischwachsende Triebe und unreife Stachelbeeren zu finden sind. Ist dies nicht mehr der Fall, dann bildet sich die Winterform des Pilzes. Etwa 10 Tage nach dem Auftreten des weißen Überzuges auf den Zweigen und Beeren beobachtet man eine dicke, filzige Haut von dunkelbrauner Farbe an seiner Stelle. In ihr werden ebenfalls Sporen von besonderer Widerstandskraft gegen die Anbildung des Winters gebildet, sie führen deshalb auch zum Unterschiede von jenen den Namen Winter-sporen. Sie überwintern auf den Zweigen der Stachelbeersträucher, auch auf der Erde und übertragen dann im nächsten Frühjahr mit dem Erwachen der Wachstumszeit die Krankheit von neuem auf die Sträucher. So sorgen fast das ganze Jahr die Krankheitserreger für die Ausbreitung dieses Parasiten, der sich um so leichter ausbreiten kann, als die Stachelbeersträucher meist sehr nahe beieinander stehen.

Als Vorbeugungsmassnahmen gegen diesen gefährlichen Feind dürften sich die folgenden empfehlen: Man Sorge in erster Linie dafür, daß die Stachelbeerstöcke recht weit von einander stehen, damit eine etwaige Übertragung der Sporen dadurch erschwert wird. Alle Sträucher, die unter den Kronen der Obstbäume stehen, sind zu entfernen. Ein Abschneiden bis auf die Wurzel hat aber keinen Zweck, da die austreibenden Schößlinge dem Pilz neue Angriffsflächen bieten würden.

Des Weiteren sind im Herbst gleich nach dem Laubabfall alles Gras und Unkraut in und um den Strauch, ebenso alle zurückgebliebenen, vertrockneten Beeren zu entfernen. Ebenso müssen die schwarzen und braunen Zweigen abgeschnitten und verbrannt werden. Auch die auf der Erde liegenden Zweige sind, einerlei ob sie noch gesund oder erkrankt sind, zu beseitigen. Alsdann sollte man den Boden in und um den Strauch sorgfältig und tief umgraben und lassen, damit alle auf der Erde liegenden Reste von dem Strauch, Blätter usw. begraben und auf diese Weise unschädlich gemacht werden.

Nach dieser Reinigung der Sträucher ist noch eine Bespritzung der Zweige mit Solbar, einem Schwefelpräparat, zur Abtötung der noch etwa anhaftenden Sporen, und zwar während des Winters mit einer dreiprozentigen Lösung (1 Kilogramm Solbar in 30 Liter Wasser) vorzunehmen. Rasam ist die Bespritzung im Frühjahr und später noch einmal im Sommer zu wiederholen und dazu eine Prozentige wässrige Lösung (1 Kilogramm Solbar auf 100 Liter Wasser) zu verwenden. Je nach dem vorjährigen Befall kann diese Bespritzung zur Vorsicht auch noch öfters und dann in Abständen von zwei bis drei Wochen wiederholt werden. Nach den vorliegenden Berichten von Fachleuten hat sich das Solbar bei der Bekämpfung dieser gefährlichen Krankheit sehr gut bewährt.

Der Gummifluß des Steinobstes.

An dem Stamme, den Ästen und Zweigen des Steinobstes bemerken wir im Laufe des Sommers sich eine zähe Flüssigkeit auscheiden, die bald in der Luft erhärtet. Diese

Erscheinung wird Gummifluß genannt und ist eine der schlimmsten Krankheiten, die unser Steinobst heim sucht. Auch an den Früchten, z. B. der Pflaumen und Zwetschen, findet man häufig diese Ausscheidung, die die Früchte immerhin minderwertig macht und einen erheblichen Teil unserer Ernte vernichtet. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung ist in der Zusammenziehung des Bodens zu suchen. Alles Steinobst liebt Kalk, der bei der Steinernbildung eine hervorragende Rolle spielt. Fehlt dieser im Boden, dann tritt leicht Gummifluß auf. Aber auch einseitige Düngung kann der Grund hierfür sein, namentlich eine Überdüngung mit Stickstoff. Es ist deshalb notwendig, zur Bekämpfung dieser Krankheit den fehlenden Kalk im Boden zu ersetzen. Dafür eignet sich der Kalk, aber Bauschutt oder eine Düngung mit Thomasmehl, die im Laufe des Winters vorzunehmen ist. Danach wendet man die kleineren Mittel an, die darin bestehen, daß man krankhafte, dünne Zweige abschneidet und die den Gummifluß auscheidenden Stellen am Stamme und den Ästen mit Essigwasser überstreicht oder im Laufe des Winters mit einer 15prozentigen Karbolineummischung bepinselt. Vor dieser Behandlung ist der verhärtete Gummi erst zu entfernen und die Gummierinde der Bäume sorgfältig auszuschneiden. Nach diesen Massnahmen wird der Baum wieder genesen und der Gummifluß aufhören.

Rat und Anregung.

Wenn von Johannisbeersträuchern die Beeren in großen Mengen unreif abfallen, so wird die Schuld natürlich auf eine Krankheit geschoben. Die Ursache ist aber in der Nachwirkung von Spätfrösten oder (und zwar meistens) in Trockenheit, also in einem groben Kulturfehler, zu suchen. Man prüfe das Erdreich und wird es bestätigen finden. In dem Falle ziehe man eine Furche oder mäsig tiefen Graben um jeden Strauch und giesse sie regelmäßig voll Wasser, Tauche usw. Auf diese Weise wird man wenigstens noch das reifen, was noch lebensfähig ist. Im Herbst sind solche vernachlässigte Stöcke besonders gut zu düngen, dann wird sich die „Krankheit“ nicht wiederholen.

Vom Spinat können im Garten während eines Jahres drei Aussaaten gemacht werden. Für den Herbstverbrauch Anfang August, für den Winterverbrauch Anfang September, für den Frühjahrverbrauch Mitte März. Man rechnet 80 Gramm für zehn Quadratmeter.

Frühobst soll zeitig gepflückt werden und auf dem Lager nachreifen. Läßt man es zu lang auf dem Baum, so verliert es an Geschmack. Die Birnen werden teig, die Äpfel mehlig, es kann dies innerhalb 24 Stunden geschehen, und die Ernte ist dann minderwertig.

Wo die Birnengallmücke auftritt, findet man im Frühjahr kleine, eingeschrünte Früchte, die sich nicht weiter entwickeln, weil sich die Gallmücke in ihnen befindet. Bei größeren Bäumen schüttelt man tüchtig, damit die befallenen Früchte herabfallen, läßt diese auf und verbrennt sie. Beim Formobst pflückt man sie ab. Keinesfalls dürfen die Früchte längere Zeit auf dem Boden liegen, weil sonst die Larven aus ihnen heraustreten und sich in die Erde verpuppen. Wenn keine Unterkulturen vorhanden sind, ist ein älteres, gutes Bekämpfungsmittel das Besprengen der Erde mit Karbolineum.

Leichter trockener Boden ist meist arm an Nährstoffen. Er läßt sich leicht bearbeiten und bringt im Frühjahr, weil er sich schnell erwärmt, das Gemüse bald zur Entwicklung. Ohne reichliche Düngerszufuhr verarmt er aber schnell und muß daher viel Mist erhalten.

Stiefmütterchen sind am besten im August zu säen, die Blumen erscheinen dann im ersten Frühjahr und werden größer, und die Pflanzen sind blühwilliger als bei der Frühjahrsausaat. Der Samen geht leicht auf, weshalb man nicht zuviel und auch nicht zu dicht ausläßt. Die Pflänzchen sind bald zu verschulen, später noch ein zweitesmal und kommen zuletzt mit 20–25 Zentimeter Abstand an ihren endgültigen Platz.

Mutterziegen, die 3–4 und noch mehr Lämmer werfen, legen meistens nur schwächliche Tiere in die Welt. Da diese Fruchtbarkeit sich vererbt, so sollte man keine Lämmer solcher Würfe aufziehen.